

## Entwicklungssache #8: Mehr Feminismus wagen: Wie schaffen wir eine gerechtere Gesellschaft?

Dauer: 31:52 Minuten

Veröffentlicht am 23.03.2023.

Streambar auf Podigee, Spotify, Apple Podcast, Google Podcast, Deezer, Amazon Music / Audible, Alexa, Samsung Podcast, Podimo und YouTube.

Aufgenommen in den Räumlichkeiten des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung.

Mit Bundesentwicklungsministerin Svenja Schulze

Moderation: Conny Czymoch

Zu Gast: Dr. Emilia Roig, Autorin, Aktivistin und Gründerin des Center for Intersectional Justice

[MUSIK]

### INTRO-STATEMENTS

[Dr. Emilia Roig] Wir brauchen nichts weniger als tiefe Paradigmenwechsel. Lediglich reformieren oder kleine Veränderungen hier und da sind nicht genug für die überwältigenden Krisen, die wir aktuell durchmachen. Deswegen setze ich auf das Wort Ende, weil es stimmt, dass es, damit wir Gerechtigkeit erreichen, in ganz vielen Hinsichten ein Ende braucht.

[Svenja Schulze] Die feministische Entwicklungspolitik ist schon ein richtiger Einschnitt und verändert enorm. Das bedeutet auch das Ende für Projekte, die nicht darauf einzahlen. Das ist schmerzhaft, wird auch kritisiert. Wenn man Machtstrukturen verändern will, heißt das auch, dass Menschen Macht abgeben müssen. Das ist nichts, was die, die die Macht verlieren, gerne tun.

### ANMODERATION

[Conny Czymoch] Feministische Entwicklungspolitik, eine neue Strategie, ein neues Konzept, neudeutsch ein neues Framing, eine andere Art und Weise, die Zusammenarbeit mit und in Partnerländern zu unterstützen. Es ist noch nicht lange her, Svenja Schulze, Bundesministerin für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, dass diese Herangehensweise an Politikausgestaltung von Ihnen vorgestellt wurde, mit großem Widerhall?

[Svenja Schulze] Mit wirklich großem Widerhall. Wir hatten eine große Veranstaltung mit allen Organisationen, die in der Entwicklungsarbeit tätig sind. Ich weiß, dass wir deutlich verspätet angefangen haben, weil die Schlange so lang war, weil so viele in den Raum hinein wollte und mitdiskutieren wollten. Es zeigt, dass das wirklich etwas ist, wo die Zeit für gekommen ist, wo ganz viele interessiert sind und auch selbst mithelfen wollen, die Strategie umzusetzen.

[Conny Czymoch] Wir haben schon einmal darüber gesprochen, sicherlich auch noch ein bisschen Learning. Das heißt, was steckt eigentlich alles dahinter? Das machen wir später. Es gibt viele Facetten, viele Herausforderungen, und eine davon ist Gerechtigkeit, gerechter Zugang. Denn es ist klar, dass PartnerInnen sehr unterschiedlich sind. Nicht nur simpel betrachtet Männer und Frauen, Gebildete oder weniger Privilegierte, Mächtige und solche, denen die Stimme fehlt oder die Kraft, sie zu Gehör zu bringen, solche, die in den jeweiligen Partnerländern geboren wurden, und solche, die da hingezogen sind. Ich könnte noch ein bisschen weitermachen, aber dafür haben wir, Svenja Schulze und ich, Conny Czymoch, heute unsere Mitdiskutanten. Die weiß um all diese Dinge bedeutend besser Bescheid. Zugeschaltet ist Dr. Emilia Roig, Politikologin mit französischen Wurzeln, seit 18 Jahren in Berlin, Aktivistin mit den Themenschwerpunkten Intersektionalität und Antidiskriminierung, Institutsgründerinnen des Center for Intersectional Justice, und außerdem haben Sie mehrere erfolgreiche Sachbücher geschrieben, Why We Matter und das Ende der Ehe. Herzlich Willkommen zu Entwicklungssache, dem Podcast des BMZ mit Ministerin Svenja Schulze, und Themen, die ab und zu einmal erklärungsbedürftig sind, sonst könnten wir uns diese Gespräche schenken. Frau Roig, das Konzept der intersektionalen Gerechtigkeit, können Sie uns das mit einfachen Worten nahebringen?

#### GESPRÄCH

[Dr. Emilia Roig] Das versuche ich. Vielen Dank erst einmal für die Vorstellungen für die Einladung. Intersektionale Gerechtigkeit lehnt sich an dem Konzept der sozialen Gerechtigkeit an. Es versucht alle Dimensionen der Ungerechtigkeit mit einzubeziehen. Das heißt, es kombiniert sowohl Gendergerechtigkeit als auch – dafür werde ich die englischen Wörter nutzen, weil Sie dafür leider auf Deutsch keine guten Pendanten finden – Racial Justice, Disability Justice und Gender Justice im Allgemeinen. Das heißt eine Inkludierung der Rechte von LGBTQI+ Menschen in dieser Kategorie. Das heißt, intersektionale Gerechtigkeit bedeutet die Gerechtigkeit auf allen Ebenen der gesellschaftlichen Hierarchien. In diesem Sinne ist es eine holistische Konzeptualisierung von Gerechtigkeit.

- [Conny Czymoch] Über die einzelnen Begriffe können wir gleich noch einmal sprechen. Wo sehen Sie, Svenja Schule, die Überschneidungen bei dem Konzept der feministischen Entwicklungspolitik?
- [Svenja Schulze] Feministische Entwicklungspolitik ist eine Frage der Gerechtigkeit. Frauen und Mädchen machen die Hälfte der Weltbevölkerung aus, aber sie haben nicht die Hälfte der Rechte, die Hälfte der Ressourcen. Sie sind nicht überall gleichberechtigt repräsentiert. Frauen und Mädchen sind keine homogene Gruppe, sondern eine sehr heterogene Gruppe. Man sieht, dass es innerhalb dieser Gruppe noch weitere Benachteiligungen gibt. Frauen, die einen Migrationshintergrund haben, werden auch aufgrund dieses Hintergrundes noch einmal diskriminiert. Wir haben die Black-Lives-Matter-Bewegung gesehen, wo Frauen auch noch einmal auf ihre besondere Situation aufmerksam gemacht haben. Es ist enorm wichtig deutlich zu machen, dass es verschiedene Arten von Diskriminierung gibt, um die richtigen Maßnahmen dagegen ergreifen zu können.
- [Conny Czymoch] Frau Roig, Ihre Betrachtungsweise und vor allem diese Intersektionalität ist eine relativ neue Betrachtungsweise. Was bringt die noch einmal, oder welches Licht wirft sie noch einmal auf Herausforderungen, die wir heute, in 2023, durchaus auch bewältigen können müssten?
- [Dr. Emilia Roig] Das hilft uns, die Ungerechtigkeit, die soziale intersektionale Ungerechtigkeit holistischer zu betrachten, um uns dabei zu helfen, diese gesellschaftlichen Probleme nicht als getrennt voneinander zu betrachten, sondern als miteinander verbunden. Sie sind ineinander verschränkt und verstärken sich auch gegenseitig. Es geht nicht nur darum, dass sie miteinander verbunden werden müssen, weil sie sind das schon. Die Verbindung existiert schon, die Wirkung ist schon wechselseitig. Deshalb ist es wichtig, diese Wechselwirkung sichtbar zu machen, zu beleuchten, damit wir Lösungen entwickeln können, die nicht an den Problemen vorbeigehen.
- [Conny Czymoch] Fällt Ihnen ein gutes Beispiel ein?
- [Dr. Emilia Roig] Ein sehr gutes Beispiel wäre die Gehaltslücke zwischen Männern und Frauen. Wenn wir sagen würden: „Wir fokussieren uns auf die Achse Geschlecht.“ Dann sehen wir, dass die Lohnunterschiede zwischen Männern und Frauen besser werden, angeglichen werden, dass diese verkleinert wird. Wenn wir uns nur auf die Achse Geschlecht fokussieren, kann es sehr gut sein – und das wird der Fall sein – dass die Ungerechtigkeit oder die Ungleichheiten innerhalb der Kategorie Frau wächst. Warum? Weil, um sicherzustellen, dass Frauen mehr arbeiten können – es ist eine der wichtigsten Ursachen der Gender-Pay-Gap – müssen die Arbeitskräfte anderer Frauen mobilisiert werden, um die Care-Arbeit zu übernehmen, die sie nicht mehr leisten. Das heißt, wenn wir nur die Achse Geschlecht in Betracht ziehen, vernachlässigen wir ein

sehr wichtiger Punkt, nämlich dass die Beteiligung der Männer erhöht werden muss. Es geht nicht nur darum, dass die Beteiligung der Frauen auf dem Arbeitsmarkt und vor allem auf den begehrten Segmenten des Arbeitsmarkts mit hohem Status und hohem Einkommen, erhöht werden soll. Die Gehaltslücke zwischen Männern und Frauen ist abhängig von der Gehaltslücke, der Statuslücke und den Ungleichheiten innerhalb der Kategorie Frauen. Das heißt, die Lücke zwischen den Frauen, die besser verdienen, die besser aufgestellt sind mit Diplomen und eher privilegierter sind, und Frauen, die das nicht sind, wird sich erhöhen.

[Conny Czymoch] Hört sich so an, als gäbe es ein Pendant zu den White-Old-Man, die wir bis jetzt gesehen haben oder wahrgenommen haben. Die White-Old-Women oder privilegierte Frauen. Frau Schulze, sprengen wir da nicht sozusagen ein bisschen die Aufgabe der Entwicklungszusammenarbeit? Das sind Themen, die uns auch hier in Deutschland betreffen.

[Svenja Schulze] Nein, ich glaube, dass das ganz entscheidend wichtig ist, dass wir das in der Entwicklungszusammenarbeit mitberücksichtigen. Das ist auch ein Thema für uns in Deutschland. Auch in Deutschland sind Frauen noch nicht überall gleichgestellt. Aber wir wollen in der Entwicklungspolitik helfen, dass sich Gesellschaften so entwickeln, dass sich Menschen dort entfalten können, dass sie eine Chance haben. Wenn wir da nicht den feministischen Ansatz nehmen, führt das dazu, dass Machtstrukturen gar nicht angegangen werden und dass die Entwicklung auch ohne Frauen laufen kann. Das ist aber nicht das, was wir uns als Welt vorgenommen haben. Unsere globalen Nachhaltigkeitsziele sagen ganz ausdrücklich, dass niemand zurückgelassen werden soll, dass Frauen gleichberechtigt werden sollen. Dafür müssen wir noch eine ganze Menge tun, auch in den Entwicklungsländern, und dafür muss die Entwicklungshilfe auch einen Beitrag leisten.

[Conny Czymoch] Frau Roig, braucht man den anderen Blick, möglicherweise das eigene Erleben, um diese Themen wirklich auf den Nägeln anderer brennen zu lassen?

[Dr. Emilia Roig] Das ist ein interessanter Punkt, weil die Betroffenheit in wissenschaftlichen Kreisen eher als Nachteil gesehen wird. Dass es einen hindert, einen objektiven, fundierten, rationalen Blick über ein Problem zu haben, und dem würde ich grundlegend widersprechen. Betroffenheit kommt auch zugute, für die Analyse von sozialen Problemen, von gesellschaftlichen Problemen. Das heißt, Frauen können aus ihrer gelebten Erfahrung anders auf gesellschaftliche Probleme blicken. Menschen mit Behinderung können sind für Probleme, die mit Barrieren in der Gesellschaft, Diskriminierung, Ausgrenzungen zu tun haben, besser ausgestattet als Menschen ohne Behinderung. Die Betroffenheit sehe ich als Vorteil, und ich glaube, dass ist auch eine Form von Expertise. Ich glaube, das ist als koloniales Muster zu sehen, Betroffenheit gleich

Unterlegenheit. Es gibt diejenigen, die wissen, und diejenigen, die erleben. Es gibt diejenigen, die beobachten, und es gibt diejenigen, die beobachtet werden. Das basiert auf wichtigen wissenschaftlichen Konzepten, die in der Anthropologie entwickelt wurden seit der Moderne, und es fängt an, in Frage gestellt zu werden. Aber ich glaube, wir müssen uns davon lösen.

[Conny Czymoch] Frau Roig und Frau Schulze, verzeihen Sie mir, dass ich trotzdem noch einmal zu Frau Roig zurückgehe. Ich habe die Frage natürlich bewusst gestellt, aufgrund der Tatsache, dass in Frankreich Ihre Familie, wie wir in Deutschland sagen würden, Migrationshintergrund hat, auch kolonialistischen Migrationshintergrund. Ohne Ihre Familie, so wie sie aufgestellt ist, wären Sie auf diese Themen gekommen?

[Dr. Emilia Roig] Wahrscheinlich nicht in der Art und Weise. Ich glaube, diese Themen sind im Mainstream angekommen, sie werden immer wieder diskutiert. Aber natürlich hat meine persönliche Betroffenheit und meine persönliche Geschichte dazu beigetragen, dass ich einen schärferen Blick darauf werfen kann. Was ich immer sage, weil mir die Frage oft gestellt wird: „Hätten Sie das nicht alles erlebt, würden Sie sich damit nicht beschäftigen?“ Das kann sein, aber das würde nicht heißen, dass es diese Probleme nicht gibt. Deshalb ist es, glaube ich, ganz wichtig zu sehen, dass diese persönliche Geschichte sehr relevant für mich ist. Aber sie ist nicht zu 100 Prozent entscheidend.

[Conny Czymoch] Frau Roig sagt, Frau Schulze, dass es solche gibt, denen die Stimme fehlt oder die Kraft, sie zu Gehör zu bringen, und dass diese auch von der feministischen Entwicklungspolitik gefördert werden können. Wie machen Sie das?

[Svenja Schulze] Erst einmal würde ich gerne noch einen Satz davor sagen. Frau Roig, ja, das ist eine individuelle Geschichte. Aber was ich wichtig finde für Gesellschaften, ist, dass aus diesen vielen individuellen Geschichten, gesellschaftliche Realität entsteht. Es ist wichtig, das wirklich wahrzunehmen und zu sehen, was sich Gesellschaften damit abschneiden, wenn sie diese Kompetenzen, die da sind, nicht nutzen. McKinsey ist, glaube ich, unverdächtig, ein rein feministischer Verband zu sein. Die haben noch einmal ausgerechnet, dass, wenn man Frauen und Männer in gleicher Weise an der Wirtschaft beteiligen würde, das Bruttoinlandsprodukt um mehrere Millionen Dollar wachsen könnte. Nun muss man das Bruttoinlandsprodukt nicht für das Nonplusultra halten. Aber sich zu überlegen, was wir uns alles abschneiden, dadurch, dass die Kompetenzen, die da sind, einfach nicht beachtet werden, zurückgedrängt werden, Machtstrukturen da sind, die das verhindern. Das finde ich ganz zentral, sich klarzumachen. Es ist nichts Individuelles nach dem Motto, es muss jeder selbst sehen, dass er oder sie irgendwie durchkommt. Sondern das macht Gesellschaften insgesamt ungerechter

und weniger darauf orientiert, die Menschen insgesamt voranzubringen. Deswegen finde ich das zentral, dass man das auch politisch angeht. Wenn wir ein Land unterstützen in der Entwicklungszusammenarbeit, arbeiten wir dort mit unseren Partnern zusammen, versuchen herauskriegen, was wollen die selbst, welchen Entwicklungspfad wollen sie gehen? Welche Erfahrungen haben wir, wie man das am besten angeht, welche Wege kann man gehen, was können wir finanzieren und was nicht? Diesen Austausch miteinander, diese Gesellschaften insgesamt nach vorne bringen zu wollen, Gerechtigkeit voranbringen zu wollen, das ist es, worum es in der Entwicklungspolitik geht. Das bedeutet aber auch – und damit komme ich wieder zu Conny Czymochs Frage zurück – denen, die bisher nicht gehört werden, eine Stimme zu geben. In vielen Gesellschaften werden die Frauen nicht gehört, sie haben keine Recht, sie haben das Wissen, aber sie werden nicht gehört. Das ist ein Fehler, den man nicht machen sollte. Den wir in Deutschland ehrlicherweise auch über viele Jahrhunderte gemacht haben. Das ist kein westliches Ziel, sondern die Weltgemeinschaft insgesamt hat gesagt: „Das wollen wir ändern, das ist eins unserer Entwicklungsziele für die Welt insgesamt und wo wir mithelfen müssen, das voranzubringen.“

[Conny Czymoch] Gerechte Gesellschaften, gerechtere Entwicklungszusammenarbeit oder eine Entwicklungszusammenarbeit, die Gerechtigkeit fördert, ist nicht davon abhängig, dass an der Spitze des jeweiligen Ministeriums eine Frau steht, obwohl es natürlich hilft. Ich glaube, Sie haben bei den letzten Podcasts gesagt: „Auch der kanadische Kollege macht durchaus engagierte Arbeit.“ Das heißt, es ist nicht gender-abhängig.

[Svenja Schulze] Wir wollen Gesellschaft verändern. Deswegen brauchen wir Männer und Frauen. Wir brauchen Männer als Feministen und Frauen als Feministinnen. Mit beiden zusammen müssen wir das voranbringen. Ich fand das total klasse, dass bei der Veranstaltung, die wir mit den ganzen Organisationen aus der Entwicklungszusammenarbeit gemacht haben, sehr viele Männer im Raum waren, die sich mit dem Konzept auseinandergesetzt haben. Das ist eine Aufgabe von Männern und Frauen zur Entwicklung der gesamten Gesellschaft.

[Conny Czymoch] Frau Roig, an welchen Stellschrauben drehen Sie beim Center for Intersectional Justice?

[Dr. Emilia Roig] Vielleicht kur einmal vorweg über diese Prognose, dieses versprochene Wachstum, falls Frauen arbeiten würden. Da würde ich vorsichtig mit umgehen, weil das voraussetzt, dass die Care-Arbeit in der grauen Wirtschaft geleistet wird, vor allem unbezahlt oder sehr schlecht bezahlt. Das ist ein Problem von Berechnungen, weil die Care-Arbeit nicht angemessen mit einbezogen wird. Deshalb bedeutet für mich eine intersektionale Gerechtigkeit nicht nur, dass Frauen massiv auf dem Arbeitsmarkt ankommen. Wir sehen auch, es schließt den Kreis mit der

Klimakrise, endloses Wachstum in diesem Sinne müsste nicht das Ziel sein. Deshalb glaube ich, braucht es auch eine Anpassung von Zielen und von Strategien. Ich glaube, dass volle Beschäftigung nicht unbedingt das Problem lösen wird. Jetzt zu der Frage zum Center for Intersectional Justice. Wir ändern unsere Aktivitäten komplett. Deshalb würde ich lieber davon Abstand nehmen, in diesem Podcast darüber zu sprechen, wenn es in Ordnung ist.

[Conny Czymoch]

Das heißt, auch bei Ihnen gibt es Entwicklung, wo Sie sagen: „Vielleicht war das nicht ganz brilliant, was wir gemacht haben, oder das war gut, aber jetzt muss etwas Neues her.“ Apropos etwas Neues. Wir haben in dem Konzept der feministischen Führungspolitik einzelne neue Begriffe, die vielleicht als Einzelbegriffe schon verständlich sind. Aber die drei Rs sollten wir einmal einführen, damit wir sie auch unter das Volk bringen.

[Svenja Schulze]

Das ist auf jeden Fall wichtig. Das sind drei Rs. Wir sagen, Frauen brauchen die gleichen Rechte. Es geht darum, Ungerechtigkeiten abzubauen, diskriminierende Gesetze, diskriminierende Normen abzuschaffen. Um das Beispiel von Emilia Roig noch einmal aufzugreifen, dass Care-Arbeit so wenig wertgeschätzt wird, dass so wenig bezahlt wird, dass man mehr kriegt, wenn man eine Stunde lang ein Auto repariert, als eine Stunde lang Menschen pflegt. Das hat etwas mit Wertigkeiten zu tun, die Gesellschaften dem geben. Das ist, was diskriminierend ist, dass Frauen-Tätigkeiten oft deutlich schlechter bezahlt werden. Die ganze Frage der Rechte anzugehen, ist ganz zentral. Die Frage der Ressourcen. Ressourcen sind dabei nicht nur Geld, das ist wichtig, aber auch Zugang zu Bildung, Zugang zu einem Rechtssystem, als Frau überhaupt klagen zu können zum Beispiel, wenn man das Recht nicht bekommt, was einem zusteht. Ganz entscheidendes Recht. Zuletzt die Frage der Repräsentanz. Frauen müssen einfach eingebunden werden in Entscheidungsprozesse. Es darf keine Entscheidung über Frauen geben, ohne dass Frauen daran auch beteiligt sind. Deswegen ist die Frage der Repräsentanz wichtig. Das ist eine totale Verkürzung, das Konzept ist deutlich detaillierter, aber diese drei Rs sind, glaube ich, in a Nutshell das, um was es geht.

[Conny Czymoch]

Ich denke, wir können vielleicht gleich noch einmal darauf eingehen. Frau Roig, ist das etwas, was bei Ihnen Wiederhall findet?

[Dr. Emilia Roig]

Ja, das ist klar, dass diese drei Rs als Bedingung gelten, würde ich sagen. Das sind Bedingungen, und daraus kann man viel ableiten. Das heißt, wenn Frauen Rechte haben, wenn diese Rechte wahrgenommen werden und respektiert werden, haben sie mehrere Möglichkeiten, um Zugang zu politischen (unv. 00:18:44) zu haben. Sie haben mehr Selbstbewusstsein in der Gesellschaft, können sich besser behaupten, das ist klar. In einer kapitalistischen Gesellschaft können wir ohne Ressourcen, ohne Geld, nicht viel tun. Deshalb ist es sehr wichtig, dass es nicht nur auf der

diskursiven Ebene bleibt, mit leeren Versprechen zu sagen: „Wir brauchen Frauen.“ Wenn es kein Geld gibt, wird es nicht passieren. Ihr Beispiel ist sehr gut, Frau Ministerin, wenn Sie sagen: „Eine Stunde Auto reparieren und eine Stunde einen Menschen pflegen.“ Das muss angegangen werden. Die Evaluierung, die Entwertung von allen Frauentätigkeiten, in Führungsstrichen. Das sind keine Frauentätigkeiten im biologischen Sinne, sondern die wurden sozial so konstruiert, dass sie als Frauentätigkeiten angesehen und betrachtet werden. Auf jeden Fall auch Repräsentation. Sie haben gesagt: „Es gibt auch Männer, die sich für Feminismus einsetzen, und es gibt auch Frauen, die komplett antifeministisch sind.“ Deshalb reicht es nicht aus, eine Repräsentation zu haben. Aber es hilft enorm. Wir haben vorher über die Betroffenheit gesprochen. Das spielt auf jeden Fall eine Rolle, diese gelebten Erfahrungen, die mit hineinfließt in die politischen Entscheidungen, die auch mit hineinfließt in die Wahrnehmung von gesellschaftlichen Problemen. Deshalb ist es auf jeden Fall sehr wichtig, in allen Bereichen. Bei einer Veranstaltung hat eine Person gefragt: „Wann haben wir eine feministische Finanzpolitik, feministische Infrastrukturpolitik?“ Das stimmt. Da sind wichtige Themen. Das heißt, Feminismus sollte ein transversales Thema sein. Das sehen wir mit Entwicklungspolitik zum Beispiel. Es gibt überwiegend Frauen, die in dieser Branche arbeiten. Das stimmt und ich glaube, das ist nicht zufällig, dass dieses Thema sich gerade in der Entwicklungspolitik durchgesetzt hat. Aber das wäre tatsächlich wichtig, dass es in anderen männerdominierten Bereichen auch ankommt.

[Svenja Schulze]

Frau Roig, ich würde gerne noch einmal an das anknüpfen, was Sie über die Veranstaltung gesagt haben. Sie haben gesagt, für die Entwicklungspolitik ist es noch einmal ganz zentral, koloniale Kontinuitäten zu sehen, Rassismus zu sehen. Davor sind wir nicht gefeit, davor ist niemand gefeit. Wir sollten wahrnehmen, was ist eigentlich noch eine koloniale Tradition, die man irgendwie mitschleppt? Das ist koloniales Denken, was sich in unseren Gesellschaften hier irgendwie eingeschlichen hat, was uns gar nicht mehr bewusst ist, was aber von unseren Partnern in den Ländern sehr stark wahrgenommen wird. Es ist wichtig, sich darüber überhaupt erst einmal bewusst zu werden, das in einen Dialog mit hineinzunehmen, die Vergangenheit, die wir nun einmal haben – wir fangen nicht bei null an mit den Ländern, mit denen wir zusammenarbeiten – das wahrzunehmen. Mir ist das sehr im Gedächtnis geblieben. Deswegen wollte ich das noch einmal herausheben.

[Dr. Emilia Roig]

Vielen Dank. Vielleicht noch kurz etwas dazu. Es gibt die Mentalität, das heißt unsere Wahrnehmung, unsere sogenannten Implicit Biases, also unbewusste Voreingenommenheiten. Aber es gibt auch die Strukturen. Die Strukturen, die Institutionen, das heißt diese kolonialen Muster, sind tief in diesen institutionellen Prozessen, in den Regelungen, die in diesen

Institutionen stattfinden, in dem System als Ganzes. Deshalb, glaube ich, ist es wichtig, diese anderen Ebenen zu betrachten, damit Veränderungen stattfinden können. Aber wie Sie sagen, wenn wir erst einmal ein Bewusstsein dafür entwickeln und uns nicht mehr davor scheuen, darüber zu sprechen, offen zu sprechen, können die Strukturen auch geändert werden.

[Conny Czymoch] Ich würde gerne noch ein Stückchen weitergehen. Es gibt diesen schönen Ausdruck: „You can't treasure, what you can't measure.“ Nach dem Motto, du kannst demjenigen, was du nicht messen kannst, keinen Wert geben. Ich glaube, es gibt Werte an sich. Sie brachten die McKinsey-Studie als Beispiel. Sie, Frau Ministerin, müssten zum Parlament gehen und sagen: „Ich hätte gerne mindestens genauso viel, wenn nicht mehr Geld.“ Deutschland ist zum Glück bei 0.7 Prozent, wir liegen im internationalen Vergleich nicht schlecht, aber es geht noch besser. Das heißt, wie überzeugen Sie die Kollegen, dass keine Einsparung passieren, sondern dass dieses neue Konzept auch finanziell untermauert wird?

[Svenja Schulze] Ich finde ganz wichtig, dass man das am Ende nachweisen kann. Das klingt manchmal bürokratisch, aber man braucht Daten. Man braucht Informationen darüber, in welchen Projekten sind überhaupt Frauen? Wie können Frauen beteiligt werden? Was macht das in dem einzelnen Projekt aus? In der Entwicklungszusammenarbeit wird immer wieder gefragt: „Seid ihr überhaupt erfolgreich?“ Wir haben sehr viel Evaluierung. Deswegen haben wir wirklich messbar Daten für das Thema Gleichstellung. Wir können in unseren Projekten nachweisen, sind Frauen mitadressiert? Das ist ein weiteres wichtiges Thema. Zum Beispiel beim Klimaschutz muss man sehr aufpassen, dass man die Frauen dort mitnimmt. Dass man Verkehrspolitik nicht automatisch als männliche Verkehrspolitik macht, sondern Mobilitätsverhalten von Frauen auch mitberücksichtigt. Da können wir nachweisen, adressiert es das mit, oder sind die Projekte in erster Linie darauf ausgerichtet, Frauen voranzubringen? Mit diesen beiden Kennungen können wir wirklich nachweisen, was wir mit unserer Arbeit machen. Das sind auch OECD-Kennungen, die sind miteinander vereinheitlicht, das sind klare Kriterien. Deswegen habe ich gesagt: „Ich will, dass wir uns was vornehmen.“ Ich habe gesagt: „Dreiundneunzig Prozent der Projekte sollen bis 2025 das Thema Gleichberechtigung der Geschlechter adressieren.“ Das ist ein ordentlicher Schritt. Wir sind heute ungefähr bei 60 Prozent. Da muss ich schon eine ganze Menge auch bei uns verändern. Ich finde es aber ganz zentral, dass man nicht nur redet, sondern dass man auch Zielzahlen setzt, dass wir Aktionspläne haben, dass wir Schritt für Schritt vorankommen.

[Conny Czymoch] Frau Roig, kann sich Gerechtigkeit messen lassen?

[Dr. Emilia Roig]

Das ist eine heikle Frage. Teilweise, aber nicht komplett. Das heißt, es ist wichtig, dass wir nicht in Zahlen gefangen bleiben. Das möchte ich kurz erklären. Es gab in der Entwicklungspolitik einen Shift, ich glaube, das war in den 2000ern, das Monitoring and Evaluation sehr groß geworden sind. Plötzlich musste alles gemessen werden. Das war ein superwichtiges Feld, aber das hat auch dazu beigetragen, dass enorm viele Kompetenzen und viele Ressourcen bei den Partnerorganisationen nur dafür verwendet wurden. Ich habe selbst in diesem Feld gearbeitet, also Monitoring and Evaluation, als ich in Kambodscha für die GIZ gearbeitet habe und auch für die UN in Tansania. Was ich bemerkt habe, ist, dass dieser Pragmatismus bei den Zahlen oder bei den Kriterien manchmal weit entfernt bleibt von der Realität. Es wird zum Beispiel gezählt, wie viele Workshops hatten wir. Aber die Zahl der Workshops, sagt sehr wenig darüber aus, inwiefern das bei den Menschen ankommt. Manchmal ist das die sehr kurzen Timelines. Gerechtigkeit dauert. Das braucht sehr viel Zeit. Das kann sehr gut sein, dass ein sehr effektives Programm in fünf Jahren kaum messbar ist, dass es nicht möglich ist, wirklich sichtbare Veränderungen zu sehen, sondern erst nach zehn Jahren. Aber das heißt nicht, dass dieses Projekt nicht effektiv ist, sondern nicht kurzfristig. Deshalb würde ich sagen, wir brauchen ein bisschen mehr Flexibilität in der Messung von Ergebnissen. Es gibt Aspekte der Gerechtigkeit, die sich nicht messen lassen, und das hat mit innerem Empfinden zu tun mit. Klar könnte sich das messen lassen durch qualitative Studien. Aber ich glaube, das wäre sehr aufwendig, die durchzuführen. Auch auf der Ebene von Well-Being. Wir sollten ein bisschen Flexibilität hineinbringen.

[Svenja Schulze]

Ja, das finde ich auch noch einmal total wichtig, flexibel zu bleiben. Am Ende ist es nicht Mathe. Man nimmt nicht zwei Faktoren, und Frauen in Ländern haben mehr Rechte, sondern es geht darum, wirklich Gesellschaften, Kulturen zu verändern. Da wissen wir aus Deutschland heraus, wie schwierig das war. Dass wir ein Wahlrecht in Deutschland haben, ist nichts, was aus Einsicht in die Notwendigkeit gegeben wurde, sondern es wurde erkämpft. Dass Vergewaltigung in der Ehe nicht mehr rechtens ist. Das war auch nicht so, dass man gesagt hat: „Die wissenschaftlichen Studien sagen, das ist nicht fair.“ Sondern es wurde erkämpft. Das bilden Daten oft gar nicht so stark ab, dass man Rechte erst einmal durchsetzen, erkämpfen muss, dass sich gesellschaftliche Realitäten verändern müssen. Deswegen, Frau Roig, den Zeitfaktor finde ich noch einmal ganz entscheidend. Ich muss jährlich nachweisen, was wir machen, aber die gesellschaftliche Veränderung funktioniert nur ganz selten im Jahresrhythmus. Wir sehen es jetzt mit einem Krieg, das kann auf einen Schlag sehr viel verändern. Aber wenn es um kulturelle Veränderungen geht, braucht das oft Zeit.

[Conny Czymoch]

Ich bring noch einmal ein Wort hinein in der Schlussrunde. Wir haben einen Kanzler, der von Zeitenwende gesprochen hat. Das Wort ist letztes

Jahr sehr häufig zitiert worden. Ich nehme einmal das, was Sie, Frau Roig, in den Titeln Ihrer Bücher genommen haben, das Ende der Unterdrückung, das Ende der Ehe. Wenn das eine zu Ende geht, muss etwas anderes anfangen. Wir leben nicht im Nichts. Ich habe einen schönen Spruch von Ihnen gelesen: „Moving towards the world, free Of Systemic Oppression.“ Ist das, wo es hingehen soll? Können Sie uns das noch einmal vermitteln, möglicherweise auch an einem Beispiel?

[Dr. Emilia Roig]

Ich finde das Wort Ende sehr kraftvoll. Vor allem, weil es eher negativ besetzt wird. Ein Ende ist traurig, ein Ende kann traumatisch sein, am Ende kommt erst einmal Leere, es macht Angst. Aber ich glaube, das kann uns auch Mut geben und zeigen, dass jeder Beginn mit einem Ende beginnen muss und ein Trauerprozess auch wichtig ist. Das heißt, wenn etwas endet, kommt erst einmal eine Zeit von Verlorenheit, von Desorientierung, von Chaos möglicherweise. Aber diese Zerstörung ist in ganz vielen Fällen nötig ist für einen tiefen Paradigmenwechsel. Wir wollen nichts weniger als das. Wir brauchen nichts weniger als tiefe Paradigmenwechsel. Lediglich reformieren oder kleine Veränderungen hier und da sind nicht genug für die überwältigende Krisen, die wir aktuell durchmachen. Deswegen setze ich auf das Wort Ende. Es stimmt, damit wir Gerechtigkeit erreichen, braucht es in ganz vielen Hinsichten ein Ende. Ende der Unterdrückung zum Beispiel. Im Bereich vom Feminismus, plädiere ich für das Ende der Institution Ehe. Ich weiß, dass das sehr provokant klingt. Ein Ende von kolonialen Strukturen zum Beispiel wäre für unser Gespräch nötig, ein Ende der patriarchalen Strukturen, der männlichen Dominanz.

[Conny Czymoch]

Das können Sie sich als Ministerin aber nicht erlauben, Frau Schulze. Bei Ihnen muss ein Stück Kontinuität sein. Sie können nicht von heute auf morgen alles umwerfen.

[Svenja Schulze]

Nein, man kann nicht von heute auf morgen alles umwerfen, aber man kann umsteuern. Das machen wir hier im Ministerium auch. Das ist das Gute, wenn es politische Wechsel gibt, dass man andere Wege ausprobieren kann, zum Ziel zu kommen. Die feministische Entwicklungspolitik ist ein richtiger Einschnitt und verändert auch enorm. Das bedeutet auch das Ende für Projekte, die nicht darauf einzahlen. Das ist schmerzhaft, wird auch kritisiert. Wenn man Machtstrukturen verändern will, heißt das auch, dass Menschen Macht abgeben müssen. Das ist nichts, was die, die die Macht verlieren, gerne tun. Insofern ist es auch mit Veränderungen verbunden. Das fällt bei uns vielleicht gar nicht mehr so stark auf. Aber wenn ich mit Frauen in den Entwicklungsländern spreche, wenn ich mit Frauen spreche, die dort Ministerinnen zum Beispiel geworden sind, fällt es aus. Was die beschreiben, was die durchgemacht haben, um bis dahin zu kommen, was es alles an

Schwierigkeiten gab, merkt man, dass das auch ein Kampf ist, dass das nichts ist, was einem geschenkt wird.

[Conny Czymoch] Ihnen beiden weiterhin viel Kraft und Energie. Das war es für heute von Entwicklungssache. Ich hoffe, dass Sie, verehrte Damen und Herren – und Herren und Damen, die möglicherweise zugehört haben oder noch zuhören werden, andere anschupsen, auch einmal hereinzuhören – genauso viel Vergnügen gehabt haben wie wir im Studio und hoffentlich auch Frau Roig, die zugeschaltet war. Vielen lieben Dank für ihre Zeit.

[Dr. Emilia Roig] Vielen Dank.

[Conny Czymoch] Merci, Frau Schulze.

[Svenja Schulze] Gerne.

ENDE